

# Insel Verlag

## Leseprobe



Genovesi, Fabio

**Der Sommer, in dem wir das Leben neu erfanden**

Roman

Aus dem Italienischen von Mirjam Bitter

© Insel Verlag

978-3-458-17671-8





Fabio Genovesi

Der Sommer,  
in dem wir das Leben  
neu erfanden

Roman

*Aus dem Italienischen  
von Mirjam Bitter*

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015  
unter dem Titel *Chi manda le onde* bei Mondadori, Mailand.

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

© 2015 Mondadori Libri S.p.A., Milano.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17671-8

Meiner Mutter und meinem Vater

*Mir selbst komme ich nur wie ein Junge vor, der am Strand spielt und sich damit vergnügt, hie und da ein noch glatteres Kieselsteinchen oder eine noch schönere Muschel als gewöhnlich zu finden, während das große Meer der Wahrheit gänzlich unerforscht vor mir liegt.*

Isaac Newton



## Erster Teil

*Ein jeder strebt durchs Meer des Seins, das große,  
Zu andren Häfen, wie sein inn'res Regen  
Gebietet, das sein ewiger Genosse.*

Dante, *Die göttliche Komödie*





Hallo, ich bin Tages, und du?

Da ist dieser etruskische Bauer, der Löcher in ein Feld gräbt, und das macht er, eben weil er Etrusker ist, vor dreitausend Jahren, ohne Maschinen und den ganzen Kram, und der Arme plagt sich fürchterlich ab.

Dann gräbt er ein Loch aus Versehen tiefer als die anderen, und die Erde da unten bewegt sich plötzlich. Erst guckt eine Hand heraus, dann ein Arm, und am Ende kommt ein ganzes Kind zum Vorschein, ein kleines Kind mit weißen Haaren. Es springt heraus, stellt sich vor den Bauern und sagt: »Hallo, ich bin Tages, und du?«

Er antwortet nicht, atmet nicht und zittert so sehr, dass man nicht sagen kann, ob er zittert oder tanzt. Er macht den Mund auf, aber das Einzige, was er hervorbringt, ist ein Angstschrei, so laut, dass das ganze etruskische Volk ihn hört und angerannt kommt, um zu sehen, was los ist. Und es ist eben dieses Verrückte da los, das die Etrusker wirklich gesehen haben und das mir mein Bruder Luca erzählt hat. Und ich weiß, dass es absurd und unglaublich klingt, und doch glaube ich ganz fest daran.

Nur dass ich nun mal an alles glaube. Ich heiße Luna und bin dreizehn Jahre alt, und bis letztes Jahr habe ich noch an den Weihnachtsmann geglaubt. Am Anfang hat er mir sogar Angst gemacht. Denn diese Geschichte, dass ein fremder Mann nachts heimlich in die Wohnung kommt und einem viele Geschenke bringt, fand ich doch seltsam. Also, wenn dir einer etwas schenkt, dann will er dabei doch gesehen werden, oder? Dann bedankst du dich bei ihm und sagst ihm, wie lieb er ist, und er

ist zufrieden. Der Weihnachtsmann dagegen kommt durch den Kamin, während die Leute schlafen, und dann haut er einfach wieder ab, und so verhält sich doch kein großzügiger Mensch, sondern ein Dieb. Also bin ich am nächsten Morgen, wenn alle anderen Kinder auf der Welt schnell nachschauen, was ihnen der Weihnachtsmann gebracht hat, immer die Zimmer abgegangen, um zu kontrollieren, ob er etwas geklaut hat.

Wie einmal, als ich mir von ganzem Herzen ein neues Fahrrad gewünscht hatte, ein blaues, das ich bei Santini im Schaufenster gesehen hatte, aber am Weihnachtsmorgen lag es nicht unter dem Baum. Stattdessen standen da Mama und Luca, sie waren ganz ernst und machten lange Gesichter, und Mama fing an zu erklären: »Tut mir wirklich sehr leid, Luna, aber dieses Jahr ist hart, und wir können uns kein ...« Ich unterbrach sie sofort und sagte, dass es nicht ihre Schuld ist, ich hatte sowieso schon gewusst, dass es der Weihnachtsmann früher oder später schaffen würde, die Geschenke zu klauen, und wer weiß, was er jetzt mit meinem Fahrrad am Nordpol anstellt.

Normalerweise hat er mir aber immer irgendein Geschenk gebracht, und am Ende hatte ich ihn doch ein wenig lieb gewonnen. Bis letztes Jahr, als ich in der sechsten Klasse war und die Lehrerin uns am Tag vor den Weihnachtsferien eine Erörterung als Hausaufgabe gegeben hat. Das Thema war: *Die großen und kleinen Enttäuschungen des Lebens: Was ich fühlte, als ich herausfand, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt.*

Ich habe es in mein Heft geschrieben, habe es gelesen und noch einmal gelesen, dann habe ich mich umgeschaut, um herauszufinden, ob die anderen auch verwirrt waren oder nur ich. Aber nur ich war es.

»Entschuldigung, Frau Lehrerin, ich habe das nicht verstanden.«

»Was hast du nicht verstanden, Luna?«

»Na ja, also, wie meinen Sie das, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt? Das stimmt doch gar nicht, tut mir leid, aber das ist nicht wahr. Oder?«

Die Lehrerin hat nichts gesagt, meine Mitschüler auch nicht. Es war einen Augenblick lang so still, dass man die Flüche der Hausmeisterin am Kaffeeautomaten auf dem Gang gehört hat, dann ist die ganze Klasse in schallendes Lachen ausgebrochen, und sie haben mir schlimme Worte an den Kopf geworfen. Die Lehrerin hat gesagt: »Seid ruhig, oder ich schreibe euch allen ein ›ungenügend‹ ins Klassenbuch«, aber niemand hat auf sie gehört, und sie haben sogar noch angefangen, mich mit Papierkügelchen, Radiergummis und Stiften zu bewerfen, worauf ich aber nicht geachtet habe, denn vor mir sah ich nur den Weihnachtsmann, der sich von mir verabschiedete und für immer fortging. Er verschwand zusammen mit seinen Wichtelfreunden, dem Häuschen am Nordpol und den acht Rentieren seines Schlittens, Comet, Blitzen, Donner und ... an die anderen Namen erinnere ich mich nicht mehr, aber wen juckt das schon, sie sind ja eh nicht echt, sondern Unsinn, der extra erfunden wurde, damit ich als Idiotin dastehe. Und das einzig Echte auf der Welt waren diese harten, kantigen Dinger, mit denen mich meine Mitschüler bewarfen.

Aber Tages ist ganz was anderes, Tages hat nichts mit dem Weihnachtsmann zu tun, denn ihn gab es tatsächlich. Sicher, die Geschichte von einem kleinen Kind mit weißen Haaren, das aus der Erde auf die Welt kommt, klingt vielleicht komisch, aber was heißt das schon, alles auf der Welt ist komisch. Ein Herr trifft eine Dame, steckt den Pimmel in sie, und neun Monate später wird aus ihrem Bauch ein Kind geboren: Ist so eine Geschichte etwa weniger komisch? Mir erscheint es ehrlich gesagt normaler, dass einer aus der Erde kommt, das machen Blumen und Pilze ja auch.

Und wenn jemand meint, dass die Sache mit dem Kind, das weiße Haare hat, unmöglich ist, dann würde das bedeuten, dass es mich genauso wenig gibt, wo ich doch genauso auf die Welt gekommen bin. Ich habe weiße Haare, weiße Haut und fast durchsichtige Augen, ich muss mich vor der Sonne in Acht nehmen, weil sie mich verbrennt, und das Wenige, das ich von der Welt erkenne, sieht seltsam aus. Aber deswegen bin ich keine erfundene Geschichte, ich bin ein Albino-Mädchen. Das kommt vor. Es gibt Albino-Vögel, Albino-Fische, Albino-Krokodile, Albino-Affen, Albino-Walfische, Albino-Schildkröten. Sogar Pflanzen können Albinos sein, sogar Blumen, das ist die normalste Sache der Welt. Wenn auch nicht für die Leute. Die beschwerten sich immer, dass das Leben so gleichförmig und flach und langweilig ist, aber wenn dann mal jemand vorbeikommt, der ein kleines bisschen anders ist, dann erschrecken sie und regen sich auf. Wie meine Mitschüler, die denken, dass ich die Tochter des Teufels bin, oder ein Vampir, dass ich sie mit einem Fluch belegen kann oder sie mit diesem Zeug anstecke und sie plötzlich alle so bleich werden wie ich. Ich bin mir nicht sicher, was genau sie denken, ich weiß nur, dass es schlimm ist, wenn sie sich über einen lustig machen, weil man anders ist, aber noch schlimmer ist es, wenn sie Angst davor haben, sich über einen lustig zu machen, und sich fernhalten.

Kurz und gut, ich will mit alledem sagen, dass an der Geschichte von Tages nichts Merkwürdiges ist, Tages war einfach ein Albino-Junge, der eines Tages erschienen ist und die Etrusker angesprochen hat.

»Hallo Leute, ich bin gekommen, um euch beizubringen, wie ihr euer Schicksal lesen könnt«, sagt er. Und ich bin mir sicher, dass ihn alle anschauen, sich gegenseitig anschauen, dass sich einer meldet: »Entschuldigung Tages, aber warum hast du weiße Haare?«

Tages ist enttäuscht, er schlägt sich auf den Schenkel. »Verdammte Scheiße, ich komme bis hierher, um euch von eurem Schicksal zu erzählen, und ihr denkt über meine Haare nach?«

»Ja, weil die komisch sind.«

»Die sind überhaupt nicht komisch.«

»Doch. Die sind weiß. Das heißt, wenn du alt wärst, wäre das nicht komisch, aber so schon.«

Tages schüttelt den Kopf und antwortet nicht, aber zum Glück übernimmt das eine Frau in der Menge für ihn: »Wartet mal, Leute, ihr seid ungerecht. Meiner Meinung nach ist Tages nicht komisch. Er ist bloß ein Zwerg. Ein alter Zwerg, der aussieht wie ein Kind. Stimmt's?«

»Nein! Ich bin kein Zwerg, und ich bin nicht alt. Ich bin mit weißen Haaren auf die Welt gekommen, ist das ein Problem?«

»Nein, nein, wo denkst du hin. Aber, na ja, es ist schon sehr komisch.«

Tages senkt den Blick, er schaut auf das Loch im Feld, aus dem er gekommen ist. »Was für ein Volk von Dummköpfen, am liebsten würde ich wieder unter die Erde zurück und euch nichts beibringen. Ich hätte besser zu den Ägyptern oder den Babyloniern gehen sollen. Aber nun bin ich schon mal hier, also reicht es jetzt mit dem Quatsch, seid still, wir haben nicht viel Zeit. Das heißt, ich schon, weil ich unsterblich bin, aber ihr nicht, also hört mir gut zu.«

Tages holt tief Luft, dann beginnt er mit seinen Erklärungen. Und die Etrusker starren erst noch einen Moment weiter auf seine weißen Haare, doch dann sind seine Worte so interessant, dass sie anfangen, ihm wirklich zuzuhören, manche machen sich sogar Notizen. Tages spricht von Blitzen, Erdbeben und anderen seltsamen Dingen, die in der Welt geschehen, und er erklärt ihnen, dass das alles Zeichen sind, die der Himmel schickt. Er spricht vom Flug der Vögel, von Statuen, die Feuer fangen, und

von Schafen, die ohne Beine geboren werden, und je mehr er erklärt, desto deutlicher wird, dass er den Durchblick hat. Und vielleicht hat er ja genau deshalb weiße Haare, weil er zwar ein Kind ist, aber weise wie ein alter Mann.

Allerdings einer von den Alten, die noch in Form sind, die mit dem Kopf dabei sind. Nicht wie mein Opa Rolando, der geglaubt hat, ein amerikanischer Soldat namens John zu sein. Mein Bruder Luca und ich haben ihn immer gefragt, warum er, wenn er Amerikaner ist, seine Sprache nicht kann, und er hat dann geantwortet, dass eine Bombe ganz in seiner Nähe explodiert ist und er davon noch unter Schock steht. Aber nicht mal das Wort Schock konnte er richtig amerikanisch aussprechen, er hat immer »Sok« gesagt. Und jeden Abend haben sich mein großer Bruder und ich dieselbe Geschichte angehört, von dem Tag, als er plötzlich allein gegen das gesamte deutsche Heer stand und zu Fuß vor einem feindlichen Flugzeug floh, das ihn verfolgte. Irgendwann sah Opa dann einen riesigen Baum und als er sich dahinter verstecken wollte, fand er einen toten Soldaten mit einem Gewehr in der Hand. In dem Gewehr war nur noch ein Schuss, also wartete Opa, bis das Flugzeug ihm richtig nah war, zielte auf eine Bombe, die unter einem Flügel hing, und drückte im letzten Moment ab. Das Flugzeug ist explodiert.

Der deutsche Pilot konnte gerade noch rechtzeitig abspringen, ganz langsam segelte er mit dem Fallschirm herab und rannte dann sofort mit einer Pistole in der Hand auf Opa zu. Nur dass ihm der Deutsche, statt ihn zu erschießen, die Hand gab und ihm etwas sagte. Und hier, am Ende der Geschichte, die Opa uns jeden Abend erzählt hat, war der Satz des Deutschen immer anders.

Einmal sagte er: »Euer Zielen sein gleich wie Euer Mut, lieber John.« Ein anderes Mal dagegen: »Sie haben mich heute gelehrt,

was Ehre ist, lieber John«, oder: »Mein Freund John, komm mit mir in die Bar, ich will einem Helden ein Bier ausgeben«.

Die Sätze waren jedes Mal neu und klangen wunderschön, aber dann habe ich mich immer gefragt, woher der Deutsche eigentlich wusste, dass Opa John heißt, und wo man mitten auf einem Schlachtfeld ein Bier herbekommen sollte ... da hat mich Luca immer fest umarmt und mir den Mund zugehalten. Und er hat gesagt: »Auf, John, es ist schon spät, geh jetzt auf dein Feldbett, um dich auszuruhen, wir bleiben hier und halten Wache.« Opa hat geantwortet, dass es an der Zeit ist, hat salutiert und ist ins Bett gegangen. Jeden Abend dasselbe, jahrelang haargenau gleich. Dann ist Opa im September gestorben.

Einfach so, im Schlaf. Als er ins Bett gegangen ist, war er noch am Leben, und als er aufgewacht ist, nicht mehr. Da sind elegante Herren gekommen, die ihn in den Sarg gelegt haben, aber ohne Deckel, und ihn dann im Wohnzimmer hergerichtet haben, damit die Leute ihn besuchen kommen konnten. Nur ist keiner gekommen.

Mama ist ab und zu ein Weilchen hingegangen und ich auch, aber ich bin an der Tür stehen geblieben, weil ich Angst hatte, Opa ins Gesicht zu sehen, ich habe meinen Blick nach unten gerichtet und seine Hände angeschaut, die auf seinem Bauch lagen, was für mich, weil ich nicht gut sehe, wirkte, als seien sie ein einziges Ding, weiß, reglos und künstlich. Dann habe ich neben den Sarg geschaut, und dort stand Luca, der anders als ich den ganzen Tag und die ganze Nacht bei Opa geblieben ist.

Beim Abendessen bin ich an die Schwelle getreten, um zu fragen, ob er mit uns essen kommt. Er hat gesagt: »Ich komme«, aber dann ist er nie gekommen. Also hat die Mama mich geschickt, ihn nochmal zu rufen.

»Kommst du? Es gibt Fischstäbchen mit Erbsen.«

»Lecker. Ich verabschiede mich noch fertig, dann komme ich.«



»Du verabschiedest dich von Opa?«

»Nein, von dem habe ich mich schon verabschiedet. Jetzt verabschiede ich mich noch von John und dem deutschen Soldaten.«

»Ah, verstehe«, auch wenn ich nicht wirklich viel verstanden hatte.

»Worüber ich gerade nachdachte, weißt du eigentlich, wie der deutsche Soldat hieß?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht. Opa hat das nie erzählt. Warum haben wir ihn nicht danach gefragt?«

Ich dachte darüber nach, wusste aber nicht, was ich sagen sollte, und habe nichts gesagt.

»Schade, das wird ein Geheimnis bleiben«, hat Luca mit seiner ruhigen Stimme gesagt, dann plauderte er wieder leise mit allen Leuten, von denen er sich am Sarg verabschiedete.

Ich habe genickt, als ob mir diese Sache mit dem Deutschen schon von alleine durch den Kopf gegangen wäre. Aber eigentlich hatte ich vorher überhaupt nicht daran gedacht, und plötzlich sah ich all diese Menschen vor meinen Augen, die sich von mir verabschiedeten und für immer fortgingen. Opa, John, der namenlose Deutsche, alle sind dorthin verschwunden, wo schon der Weihnachtsmann und die Wichtel und die Rentiere abgeblieben waren, wo schon meine Oma hingegangen war und auch mein erster Goldfisch, der in Wirklichkeit fast schwarz war und Signor Vincenzo hieß. Ich sah sie, wie sie kreisten und immer schneller kreisten, in so einer Art Strudel, sie sind immer kleiner und dunkler geworden und am Ende sind sie ganz verschwunden.

Da habe ich um meine Augen irgendetwas prickeln gespürt, ich bin in die Küche gerannt, habe mein Gesicht in Mamas Pulli vergraben, die gerade noch den Tisch gedeckt hatte, und habe sie

fest an mich gedrückt. Und sie hat gesagt: »Ach, Luna, das wird schon wieder, du musst doch nicht ...«, aber ihre verzerrte und brüchige Stimme verriet sofort, dass auch sie geweint hat.

Das ist aber normal, denke ich. Manchmal passieren einfach Dinge, da kann man nicht anders, da kann man nur anfangen zu weinen und weiterweinen und auf den Moment warten, wo man wieder etwas anderes machen kann. Wie die Etrusker, die am Ende jenes Nachmittags bestimmt ganz viel geweint haben, als Tages zu reden aufgehört und sich von ihnen verabschiedet hat, um zusammen mit der untergehenden Sonne wieder in der Erde zu versinken. Und danach sind sie bestimmt jeden Tag an dieser Stelle vorbeigegangen, und der Bauer, der Tages gefunden hatte, hat sein ganzes Leben lang weiter ganz tiefe Löcher gegraben, in der Hoffnung, ihn früher oder später darin wiederzufinden.

Denn er hatte ihnen so viel beigebracht: wie man aus dem, was auf der Erde passiert, den Willen des Himmels erkennen kann, wie man das Schicksal der Welt um uns herum liest. Ja, danke, Tages, aber warum gehst du jetzt weg? Was bringt es uns, das Schicksal zu kennen und zu wissen, was auf uns zukommt, wenn man dann dem Schlimmen nicht aus dem Weg gehen kann und das Schöne, obwohl man es ganz fest hält, im Strudel der Vergangenheit verschwindet? Wie du und deine etruskischen Freunde, die ihr alle gestorben seid und nur stinkige, staubige Gräber hinterlassen habt. Wie der Weihnachtsmann, wie Signor Vincenzo und wie Opa. Wie alles, was kommt, vorüberzieht und wieder geht, und wo es ableibt, weiß ich nicht.

## Der fröhliche Forscher

Es ist Samstagnachmittag, und ich versuche, nicht einzuschlafen, während Signor Marino vom Mysterium der Heiligen Dreifaltigkeit spricht, vom Mysterium der Messe und von vielen weiteren, die es im Glauben gibt. Doch das größte Mysterium von allen ist, warum Mama mich jeden Samstagnachmittag zwingt, hierherzukommen, zum Katechismus.

Denn von den normalen Eltern weiß ich ja, dass sie nun mal so sind: Sie jammern, dass sie sich um das Haus und die Arbeit kümmern müssen und keine Zeit für das haben, was ihnen Spaß macht. Und dabei zwingen sie ihre Kinder, so zu leben wie sie, mit der Schule und den Hausaufgaben die ganze Woche über. Und die Samstage und Sonntage, die frei sein sollten, sind in Wirklichkeit gar nicht frei, weil sie da zum Katechismus und in die Messe geschickt werden. Aber Mama nicht, die ist anders, manchmal sogar zu anders: Wenn die Sonne scheint, weckt sie mich zum Beispiel nicht, weil sie meint, dass der Tag zu schön ist, um sich in einer dunklen und stinkigen Schule einzusperren. Vielleicht habe ich genau an dem Tag eine Klassenarbeit, oder ein Lehrer wartet auf mich, um mich abzufragen. Stattdessen öffne ich die Augen, und es ist schon zehn. Ich rufe in dem Friseursalon an, wo Mama arbeitet, und sage ihr, dass ich jetzt ganz schön in der Patsche sitze und mich der Lehrer morgen in der Schule mindestens einen Kopf kürzer machen wird. Und sie, mitten im Lärm der Föne und der Kunden, die über ihre Angelegenheiten plaudern, antwortet mir ganz fröhlich: »Wo ist das Problem? Dann gehst du morgen auch nicht hin, und alles ist in Ordnung, oder?«

Aber im Gegenteil, bei uns ist überhaupt nichts in Ordnung. Vielleicht ist bei Luca alles in Ordnung, der jeden Morgen aufwacht, in seinen Surfanzug schlüpft und mit dem Brett unterm Arm zum Meer läuft. Zur Schule geht er nur ab und zu, wenn keine Wellen da sind, einfach, um mal was anderes zu machen. Er setzt sich an seine Bank, alle grüßen ihn aufgeregt und glücklich, ihn zu sehen, er bekommt seine sehr guten Noten, und dann bedankt er sich und tschüss, bis zum nächsten Mal.

Und damit nicht genug, Luca muss noch nicht mal zur Schule hingehen: Diese Woche hat er eine gute Note bekommen, obwohl er mit Freunden in Frankreich zum Surfen ist. Er hat uns erzählt, dass ihn gestern die Philosophielehrerin hätte abfragen sollen, aber weil er nicht da war, hat sie ihm einfach so 8 von 10 gegeben, im Vertrauen, schließlich bekommt Luca nie etwas Schlechteres als eine 8, er muss sich also keine Gedanken machen. So ist es gelaufen, ich schwör's, das hat er selbst in einer SMS geschrieben, Mama und ich haben uns kaputtgelacht.

Auch wenn das ehrlich gesagt nicht ganz gerecht ist. Das heißt, ich freue mich natürlich für Luca, weil ich zwar nicht genau weiß, was Philosophie ist, aber er weiß das ganz bestimmt, wie er alles auf der Welt weiß. Aber eigentlich ist es nicht gerecht, wenn sich die Lehrer so verhalten. Es ist auch nicht gerecht, wenn sie jemanden, der zu spät zur Schule kommt oder keine Hausaufgaben gemacht hat, ins Klassenbuch eintragen, und mich, wenn ich dasselbe tue, anlächeln und sagen, dass ich mir keine Sorgen zu machen brauche. Denn ihrer Meinung nach bin ich mit meiner weißen Haut empfindlich und schwach und nicht auf der Höhe der anderen, selbst wenn ich in einer normalen Klasse bin, und mache ich einen Fehler, ist es nicht schlimm, Hauptsache, ich habe es versucht.

Man wollte meinerwegen sogar einen Förderschullehrer in die Klasse holen, jedes Jahr schlagen sie mir das vor, und jedes Jahr

antworte ich, dass ich keinen brauche. Manchmal sind sie hartnäckig, dann sagt Mama ihnen, dass ich mit der Förderung nichts anfangen kann und dass sie lieber jemanden einstellen sollen, der die Klos putzt, weil die nach Tierkadavern stinken. Und dann wollten sie mir einen Computer geben, weil die Bücher für mich zu klein geschrieben sind und es mir beim Anschauen der Seiten so vorkommt, als sehe ich viele Ameisen in geraden Reihen, eine neben der anderen. Aber ich benutze eine extra dafür gemachte Linse, ich fahre mit ihr über die Zeilen, und sie vergrößert sie. Auch wenn sie schwer zu verschieben ist und mir der Kopf ein bisschen davon schwirrt, schaffe ich es mit der Linse, eine halbe Stunde am Stück zu lesen, was vielleicht nicht viel ist, aber immer noch hunderttausendmal mehr als bei vielen meiner Klassenkameraden.

Kurz, es ist nicht gerecht, dass ich zum Lesen eine Linse brauche, es ist nicht gerecht, dass sie mich besser oder schlechter behandeln als die anderen, ganz und gar nichts ist gerecht. Aber vor allem ist es nicht gerecht, dass heute Samstag ist und das Meer nur zwei Minuten von hier entfernt und ich nicht dorthin kann, weil Mama mich aus irgendeinem mysteriösen Grund zwingt, zum Katechismus zu gehen.

Und hier sitze ich jetzt also in einem dunklen Zimmer, das nach Salzkartoffeln und Feuchtigkeit mieft, an einer Bank, die haargenau so aussieht wie die in der Schule. Der Katechet liest Geschichten aus der Bibel vor, und wir müssen sie danach zusammenfassen und schreiben, was wir davon halten, also praktisch das Gleiche machen wie bei einer Klassenarbeit in Italienisch, eben nur über Gott.

Die Geschichten in der Bibel erzählen vom Leben Jesu oder aber von Sachen, die sehr viel früher passiert sind. Die heißen deswegen Altes Testament und sind aufregender, weil Gott dauernd